

dürfen; zugleich der Wunsch, daß jeder dieses unbedingte Bejahtsein erfahre, es in seine Selbstbestimmung aufnimmt und so leben kann. Sodann wäre wesentlich der Gedanke der Freundschaft, einer gleichsam erwachsenen Partnerschaft mit Gott, ein Gottesverhältnis jenseits von infantiler Abhängigkeit und pubertierender Empörung. Natürlich steht die Initiative, aller Überfluß der Zuwendung bei Gott, das bleibt ungeschmälert. Aber daß er uns doch neben sich gewollt und sich dazu bestimmt hat, sich auch von uns, von unserer Freiheit bestimmen zu lassen,

daß er auf uns gesetzt hat und mit uns rechnet, in gewisser Weise sogar auf uns hofft! Manchmal denke ich, daß Gott auch unser Verstehen braucht, angesichts aller Leiden und Schrecken, die er mit der Geschichte der Freiheit zugelassen hat. Und wenn wir dann doch nicht verstehen, sind doch auch wir die Gefragten: Ob wir Gottes Liebe ihre Rechtfertigung noch zutrauen wollen und für uns selbst und schon jetzt bereit sind, mit dem Glück der Freiheit auch ihren Preis zu übernehmen. Und nicht mehr zögern zu tun, was wir tun können.

„Was ist mit der Gottesrede geschehen?“

Überlegungen zur Kirche in der Welt der Massenmedien

Auf einem internationalen Kongreß über soziale Kommunikation und Massenmedien Anfang Juni in Wien hielt der Münsteraner Fundamentaltheologe Johann Baptist Metz einen Festvortrag zum Thema „Kirchliche Kommunikationskultur“, der lebhaft, teilweise auch kritische Resonanz fand. Diskutiert und kritisiert wurde vor allem die Absage von Metz an die Fernsehübertragung von Eucharistiefiern im Schlußteil des Vortrags. Wir veröffentlichen den Vortrag, der eine ganze Reihe von Grundfragen einer kirchlichen Kommunikationskultur im Zeitalter der Massenmedien und der weltumspannenden Kommunikation aufgreift, in einer gekürzten Fassung. Der vollständige Text erscheint zusammen mit anderen Materialien von dem Wiener Kongreß in Heft 3/4 (1991) der Zeitschrift „Communicatio Socialis“.

Die Kirche steht heute in einem höchst komplexen, teilweise geradezu gegenläufigen Prozeß: sie ist erstmals auf dem Wege, reale weltumspannende Kirche zu werden; im gleichen Zug aber gerät sie überall auf der Welt und nicht zuletzt bei uns in Europa immer mehr in eine Minderheitensituation, in eine globale Diaspora. Diese Diasporasituation nimmt zu, nicht ab. Hatten wir denn gedacht, die Kirche finde, wie einst das frühafrikanische Christentum in Europa, nun nach Europa eine flächendeckende Zukunft in Asien, in Afrika oder zumindest in Lateinamerika? Wir wissen heute, daß dem nicht so ist, nicht so sein wird. Eine Evangelisierung der Welt, die sich solchen Vorstellungen verschriebe, müßte scheitern. Und im Blick auf Europa? Beunruhigt von der dramatisch wachsenden Diasporasituation der Kirche in Europa ist gegenwärtig viel die Rede von einer „Neuevangelisierung Europas“. Aber wie? Will man womöglich die christliche Diaspora in Europa in ein vormodernes, vorreformatorisches „christliches Abendland“ zurückevangelisieren?

Gewiß ist das Christentum sozusagen strukturell eingebaut in die Geschichte und den Geist Europas. Aber wie entziehen wir uns dem Eindruck, das Christentum gehöre zwar zu den Voraussetzungen, gewissermaßen zu den historischen und kulturellen Hintergrundannahmen des eu-

ropäischen Geistes, nicht aber zu seinen gegenwärtigen Lebensinhalten und Handlungsimperativen? Wie entwinden wir das Christentum in Europa seiner puren Historisierung? Oder auch und vor allem seiner reinen Ästhetisierung? Ich nenne diese Fragen, weil ich die Schwierigkeiten benennen und mit Ihnen teilen möchte, mit denen heute jede substantielle kirchliche Kommunikation zu rechnen hat.

Kommunikation in der Einen Welt

Die Erfahrung der Einen Welt begegnet der Kirche nicht von außen. Sie ist selbst, wie gesagt, erstmals auf dem Weg zur realen Weltkirche. Ob sie als kulturell polyzentrische Weltkirche gelingt, hängt nicht zuletzt daran, ob sie in sich selbst eine anspruchsvolle kommunikative Kultur entfaltet: eine Kultur der Anerkennung der Andern in ihrem Anderssein. Es geht dabei nicht um eine Verklärung der Andern, aber doch um den Respekt vor ihren unentschlüsselten Geheimnissen. Der universale Sendungsauftrag der Kirche ist, in einem Wort, Weltentdeckung mit den Augen Jesu. Jesus aber lehrte eine Nächstenliebe, in der die Nächsten nicht einfach die Nahen sind, sondern – vor allem – die Anderen, die unbegriffenen fremden Anderen. Er wollte uns mit „Augen für die Anderen“ ausstatten. „Aufwachen, die Augen öffnen“: diese Aufforderung durchzieht alle biblischen Aussagen. Sie könnte geradezu als kategorischer Imperativ des Christentums gelten. Entgegen der landläufigen Rede vom „blinden Glauben“ bestehen die biblischen Traditionen, besteht vor allem Jesus selbst auf Sichtbarkeit und auf gesteigerter Wahrnehmungs- und Anerkennungsbereitschaft. Darin wurzelt die gesuchte kommunikative Kultur.

Indes, wenn man für eine solche Kommunikationskultur die Massenmedien beansprucht, tauchen auch Bedenken auf und Rückfragen. Zunächst im Blick auf das Medium selbst. Privilegiert, befördert z. B. das Fernsehen in seiner Langzeitwirkung nicht doch zu sehr das zerstreute, das vergleichgültigende Zuschauen? Verbreitet und unter-

stützt es wirklich anerkennungs- und verantwortungsbewußte Mündigkeit oder produziert es – auf Dauer – nicht eine neue, gewissermaßen eine sekundäre Unmündigkeit, die gespeist ist von dem Eindruck, daß wir heute zwar mehr als je über alles informiert sind, vor allem auch über das, was uns bedroht und über alle Krisen und Schrecken in der Welt, daß uns aber der Schritt vom Wissen zum Tun, von der Information zum Handeln noch nie so aussichtslos erschien wie heute. Eine Art Krisengewöhnungsdenkmal breitet sich aus. Wir gewöhnen uns an die Armutskrisen in der Welt, die sich immer mehr zu verstetigen scheinen und die wir deshalb achselzuckend an eine anonyme, an eine subjektlose gesellschaftliche Evolution delegieren.

Hängt das aber, so frage ich mich, nicht auch an der Art, wie wir über das Medium „sehen“ und „wahrnehmen“: an diesem quasi körperlosen Sehen im Fernsehsessel, das die volle leibhaftige Präsenz, das Dabeisein mit allen Sinnen überflüssig oder jedenfalls sekundär erscheinen läßt? Ist vielleicht die Suspension dieser leibhaftigen Präsenz nicht doch auch eine Suspension in der Ebene der Kommunikation und der Solidarität? Bestärkt uns am Ende das audiovisuelle Medium in der Illusion, wir könnten anteilnehmen und teilen, ohne bei uns selbst, in unserem leibhaftigen Leben, in unserem sinnhaft-sozialen Dasein etwas zu bewegen und zu ändern?

Natürlich tauchen auch Fragen und Sorgen auf, wenn es um die Auswirkungen der Massenmedien auf die Dritte Welt geht, nicht zuletzt auf Lateinamerika. Die großen westlichen Vier – AP und UPI in den USA, Reuter in England und AFP in Frankreich – bestreiten bekanntlich zu über 70% das Informations- bzw. Nachrichtenangebot in der Welt. Das lateinamerikanische Fernsehen ist bis heute fest in nordamerikanischer Hand; nur Mexiko und vor allem Brasilien verkaufen ihrerseits Programme auf regionalen Märkten. Kurzum: es gibt die Gefahr einer zweiten, einer sekundären Kolonisation, einer Kolonisation, die viel schneller und wirksamer die Seelen der Menschen dieser Länder erreicht als es die militärische und logistische Übermacht der früheren Kolonialtruppen je vermochte. Erst letzte Woche sagte mir Gustavo Gutiérrez aus Lima: durch diese westlich geprägten Massenmedien komme es zu einer massiven Entwurzelung, zu einem Umsturz der Werte in der Welt der Armen seines Landes – und noch weit mehr als bei uns zu einem sog. Realitäts-wahrnehmungsverlust. Die Modernisierung der Köpfe durch die moderne Massenmedienkultur produziert ein imaginäres Bewußtsein, und das wirkt eben an der untersten Grenze des Lebens – in den Elendsvierteln, in den Favelas – wie der einzige noch verfügbare Traum und Trost. „Das Fernsehen bei uns“, sagte eine brasilianische Medienexpertin, „ist ein großer Supermarkt, der an die Armen imaginäre Güter verteilt.“

Ich weiß, es gibt inzwischen aus den Ländern der Dritten Welt – analog zum Ruf nach einer neuen Weltwirtschaftsordnung – auch das immer dringlicher werdende Postulat einer „neuen internationalen Informations- und Kommu-

nikationsordnung“, um die Gefahr des Medienkolonialismus zu verringern. Wenn man diese Forderung energisch unterstützt – was der Kirche sehr wohl anstünde – wird man freilich auch darauf achten müssen, daß es eine Gefährdung ethnischer und kultureller Identitäten in diesen armen Ländern nicht nur von seiten der Ersten Welt und ihrer Medienübermacht gibt, sondern auch innerhalb der Länder der Dritten Welt selbst, dort vor allem, wo eine rigorose „nationalstaatliche Hermeneutik“ im Medienbereich zur Geltung kommt, die viele ethnisch-kulturelle Minderheiten im Namen der nationalen Integration zum Verstummen und schließlich zum Verschwinden bringt usw. Hier gibt es offensichtlich Fragen und Probleme, auf die auch Kompetentere als ich zumeist nur spärliche Antworten haben. Vielleicht müßte in vielen der angesprochenen Länder vor allem der Rundfunk unterstützt werden, das Radio, wegen seiner größeren Nähe zur sog. oralen Kultur dieser Völker; und vor allem die Printmedien, in erster Linie die Alphabetisierungsliteratur, damit diese Menschen nicht durch die Massenmedien um ihre eigene Sprache gebracht werden, ehe sie sich selbst erstmals zur Sprache gebracht, erstmals sich selbst alphabetisiert haben. Es gibt eben nicht nur Chancen, sondern vor allem auch Tragödien der Ungleichzeitigkeit in einer massenmedial immer rapider zusammenwachsenden Welt.

Und bei uns hierzulande, hier in Europa? Wie die moderne Wissenschaft, wie die Technik ist die massenmediale Kommunikation eigentlich ein europäisches Projekt. Feiert so der alte unsensible Eurozentrismus in den Massenmedien seine letzten Triumphe? Doch das sozial und kulturell Gefährliche am Eurozentrismus wurzelt, genau besehen, nicht darin, daß wir zu viel Europa „exportieren“, sondern zu wenig, genauerhin nur das halbierte Europa, das Europa einer rationalen und kommerziellen Herrschaftskultur und nicht das Europa jener Kommunikationskultur, die in der Anerkennung der Freiheit und Würde der Anderen praktisch werden will und die deshalb diese Anderen nicht nur zu ihrem Ausdruck, sondern auch immer mehr zu ihrem Recht bringen muß. An der Überwindung dieser Halbierung mitzuarbeiten, wäre auch die zentrale Aufgabe einer kirchlichen Kommunikationskultur, die den Herausforderungen einer sozial geteilten und kulturell polyzentrischen Weltkirche gewachsen sein will.

Kommunikation in der globalen Diaspora

Kirche, Christentum in globaler Diaspora, nicht zuletzt und immer mehr bei uns in Europa: auch darin liegt eine Herausforderung an die kirchliche Kommunikationskultur. Die mehr gefühlte als offen diskutierte Minderheitensituation steigert die Gefahr des Ghettonenkens und der Sektenmentalität in der Kirche. Doch nicht eigentlich die Minorität, sondern die Mentalität definiert die Sekte und das Ghetto in einem theologischen Sinn. Minorität braucht die Kirche letztlich weder zu fürchten noch sich

ihrer zu schämen, es sei denn, sie hielte sich selbst für die innerweltliche Vollstreckerin der von ihr bezeugten universalen Heilsgeschichte und mißverstehe sich so als eine ihre eigene Hoffnung ersetzende religiöse Ideologie, in der die bleibende endzeitliche Differenz zwischen der Kirche und dem Reich Gottes unterschlagen ist.

Mehr als bisher muß eine kirchliche Kommunikationskultur heute ins Auge fassen, daß die flächendeckenden volkskirchlichen Strukturen in Europa immer mehr verschwinden, daß es zum Überleben des lebendigen Christentums immer dringlicher neuer kirchlicher Lebensformen bedarf und einer nüchternen, unsentimentalen Diasporapastoral, die sich in die Stein- und Seelenwüsten unserer Großstädte und an die verkabelten Arbeitsplätze unserer High-Tech-Welten wagt, um auch dort den messianischen Tugenden auf der Spur zu sein, jenen Gegen-Tugenden zum Markt- und Verwertungsdenken, für die man buchstäblich nichts bekommt, die aber nur der heutzutage für verschwunden oder für verödet hält, der sein Christentum ohnehin als einen Kult der Verzweiflung am modernen Menschen pflegt. Audiovisuelle Berichte aus der Diaspora unangepasster Empfindungen und Einstellungen: das scheint mir eine der wichtigsten künftigen Aufgaben einer kirchlichen Kommunikationskultur in Europa zu sein.

Widerstehen muß eine kirchliche Kommunikationskultur den Symptomen einer neuen Sekten- und Ghetto mentalität in der Öffentlichkeit der Kirche selbst:

- dem Trend etwa zu einem kirchlichen Fundamentalismus, der jeden Widersprechenden und Andersdenkenden von vornherein entwürdigt;
- den Anzeichen eines puren Traditionalismus, der alles Gefährliche und Befreiende am christlichen Gedächtnis den Selbsterhaltungsinteressen der kirchlichen Institutionen unterordnet;
- der wachsenden Unfähigkeit bzw. Unwilligkeit, neue Erfahrungen zu machen und sie in schmerzlich-kritischer Assimilation in das Selbstverständnis der Kirche einzubauen;
- einer zelosig angeschärften Sprache und einer verständigungsunfähigen Militanz bzw. einer allzu autoritären Selbstsicherheit bei innerkirchlichen Auseinandersetzungen;
- der Verwechslung von Kirchlichkeit mit einem freud- und humorlosen Zelotentum;
- der Ausbreitung eines Loyalitätsüberdrucks bzw. der Anzeichen von Überängstigung im kirchlichen Leben;
- dem Drang schließlich, sich nur unter Gleichgesinnten aufzuhalten, der Gefahr einer künstlichen Isolation der Verkündigungssprache, die zur reinen kommunikationsunfähigen Binnensprache wird mit einer typischen Sektensemantik.

Solchen und ähnlichen Symptomen haben sich die Träger einer kommunikativen Kultur in der Kirche entgegenzustellen. Zu ihnen gehören – neben den Theologen – auch die Medienjournalisten in der Kirche. Ihr kritischer Einspruch legitimiert sich einmal aus der erwähnten Autorität

aller Glaubenden, besonders aber auch aus dem Umstand, daß gar nicht sie die primären Subjekte dieser Kritik sind und sein sollen, sondern die Mehrzahl des in stimmlosen Stimmungen verharrenden und zuweilen in sprachloser Observanz gehaltenen Kirchenvolkes. Gewiß gibt es unter Theologen und Journalisten immer auch solche, die zur Selbstenthronisation neigen und die deshalb um ihrer selbst willen in die Medien drängen, um dort ihre Sondermeinungen zu verkünden und anstelle von professionell erarbeiteten Informationen eine längst zum Klischee erstarrte Kirchenkritik vorzutragen. Doch wer möchte von solchen Ausnahmen her die kritische Arbeit der Medien in der Kirche und für sie beurteilen?

Gottesrede und Gebet im Zeitalter der Massenmedien

Es gibt in unserer gegenwärtigen Situation, quer durch Kirche und Gesellschaft, ein eigentümliches Phänomen, nämlich eine gesteigerte Religionsfreudigkeit, die gepaart ist mit einer schwelenden Gottesmüdigkeit, eine Ausbreitung der Meditationskultur bei gleichzeitiger Verödung der Gebetskultur. Wenn es vor mehreren Jahren einmal hieß: Jesus, ja – Kirche, nein, so scheint heute die Devise zu lauten: Religion, ja – Gott, nein. Es wäre wohl nicht schwer, diese neue Religion ohne Transzendenz, diese Religion der psychologisch-ästhetischen Seelenverzauberung als eine Art Kompensationsphänomen in unserer Massenmedienwelt darzustellen. Doch darum geht es mir nicht. Ich frage mich vielmehr: Was ist mit der Gottesrede, was mit den Gebeten geschehen, daß sie heute selbst im kirchlichen Raum so sehr ins Abseits gerieten? Woher die Atrophie der Gebete, die auch für viele Christen nicht einmal mehr Privatsache sind? Wie muß unsere Gottesrede gestaltet sein, wie unsere Gebete, wenn sie den Erfahrungen der Massenmedienwelt standhalten wollen? Die Massenmedien präsentieren ein dramatisches Universum menschlicher Schicksale, sie liefern Schicksalsbilder, an denen sich die Rede zu Gott und über Gott bewähren muß. Von „meinem“ Gott kann da nur die Rede sein im Antlitz der Anderen, der fremden Anderen, aller Anderen – eben im Blick darauf, daß Gott „mein“ Gott nur sein kann, wenn ich ihn auch als den Gott aller Anderen anbeten kann, aller Anderen, wie sie mir in diesem Schicksalsuniversum tagtäglich begegnen: also als den Gott der Flihenden und Stürzenden, der Verhungern und Verbrennenden ...

Denn sind sie nicht alle in einem schlichten schöpfungstheologischen Sinn „Kinder Gottes“, Kinder des in meinen Gebeten gesuchten Vaters? Um das Gemeinte zu verdeutlichen, erinnere ich Sie an eine jüngste Fernsehsequenz: Bilder von den Stürmen in Bangladesh, in denen Hunderttausende anonym und antlitzlos hinweggefegt wurden; unmittelbar anschließend Bilder aus Fatima, in denen Papst Johannes Paul II. dem Himmel für seine Errettung aus dem früheren Attentat dankt. Hätte man in diesem Dank nicht auch die Klage hören müssen, die

Klage über die untergehenden Anderen? Das Massenmedium stellt ein unsere Gebete irritierendes Universum her. Dieses Schicksalsuniversum zwingt unsere christlichen Gebete zu einer besonderen Theodizeempfindlichkeit. Es treibt eigentlich jeden frommen Narzißmus aus. Es macht die Leiden und Katastrophen der Anderen zum Stoff der eigenen Anbetung, einer Anbetung, in der das Lob nicht ohne Klage sein kann, der Dank nicht ohne Trauer und der Gesang nicht ohne Geschrei. So aber hören sich die Gebete an in den Urschriften des Glaubens, so werden die Gebete von morgen sein oder sie werden nicht mehr sein. Für kleingläubig und verzagt wird diese Gebetsprache nur der halten können, der seine eigene Verblüffungsfestigkeit gegenüber den Katastrophen und Untergängen der Anderen für verdienstvolle Glaubensfestigkeit hält. Das freilich wäre trügerisch. Die christliche Gotteserfahrung ist eingeschworen auf die Wahrnehmung des Schicksals der Anderen. Darum auch ist die christliche Mystik in ihrem Kern keine Mystik der geschlossenen, sondern der schmerzlich geöffneten Augen. Sie mutet ein besonderes Exerzium des Sehens zu, eine Überwindung unserer eingeborenen Sehschwierigkeiten und unserer kreatürlichen Narzißmen. Wer „Gott“ sagt, nimmt die Verletzung der eigenen Gewißheiten durch das Unglück der Anderen in Kauf. Das, so meine ich, sollten alle in Betracht ziehen, die mitten im Gewoge und unter dem anonymen Druck der Schicksalsbilder des Fernsehens das Wort „Gott“ wagen. Dann vielleicht bricht sich, wenigstens für Augenblicke, an diesem ohnmächtigen Wort auch die Übermacht der Bilderwelt des Mediums.

Ein strikter Kommunikationsvorbehalt: keine Eucharistie im Fernsehen!

„Zum Wort hat auch der Ungläubige Zutritt, zum Sakrament nicht.“ Dieser Satz stammt von – *Dietrich Bonhoeffer* (1937). Mit diesem Satz möchte ich abschließend eine Grenze der massenmedialen kirchlichen Kommunikation benennen, eine Grenze, die inzwischen freilich längst überschritten wurde, einen Kommunikationsvorbehalt, der längst preisgegeben scheint. Ich bin, schlicht gesagt, der Meinung, daß das sakramentale Zentrum der Liturgie, daß die Feier der Eucharistie nicht ins Fernsehen gehört.

In den 50er Jahren gab es zeitweilig eine heftige Diskussion über die Frage, ob die Messe im Fernsehen übertragen werden dürfe, ob also die Fernsehkamera das sehen lassen und jedermann darbieten dürfe, was der gläubige Christ, der das Mysterium der Kirche leibhaftig mitfeiert, sehen darf und sieht. Diese Diskussion ist längst verstummt. Die Frage scheint inzwischen eindeutig entschieden. Schon 1971 unsere Pastoralinstruktion „*Communio et progressio*“ (Nr. 151): „Zum religiösen Programm (des Fernsehens) gehört sicherlich auch die Übertragung der Heiligen Messe ...“. Sicherlich? *Karl Rahner* gehörte zu denen, die sich in diese frühe Diskussion der 50er Jahre

eingeschaltet hatten. Er war strikt gegen die Messe im Fernsehen. Nach ihm ist die ausführliche und volle Feier der Eucharistie ein bevorzugter Gegenstand jener metaphysischen Scham, die es verbietet, dieses Ereignis einer beliebig gestreuten und unbeteiligten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Welche Verletzungen dieser metaphysischen Scham durch Religion in unserer Öffentlichkeit möglich sind, kann man heutzutage nicht zuletzt an den Orgien metaphysischer Schamlosigkeit erkennen, wie sie die sog. *electronic religion* vorführt.

Und ist die modische Esoterik, die Flucht in Okkultismus und Geheimbündelei, wie sie heute in unseren massenmedialen Gesellschaften allenthalben zu beobachten ist, nicht auch als Reflex zu deuten auf einen Veröffentlichungswahn, der alle metaphysische Schamgrenzen längst abgesenkt, ja zum Verschwinden gebracht hat? Wäre es also nicht an der Zeit, mit *Dietrich Bonhoeffer* und *Karl Rahner* an eine alte kirchliche Tradition zu erinnern, an die sog. *Arkandisziplin*? Bei ihr handelt es sich bekanntlich um eine Art Geheimhaltungspflicht bzw. Veröffentlichungsverbot, das sich in der frühen Christenheit vor allem auf die Feier der Eucharistie in der damaligen heidnischen Umwelt bezog. Es verschwand dann auch mehr oder minder, so ab dem 5. Jahrhundert, als es gewissermaßen keine Heiden, keine Ungläubigen mehr gab. Wäre aber heute, da im Fortgang von Aufklärung und Säkularisierung die gesellschaftliche und die kirchliche Öffentlichkeit längst wieder auseinandergetreten sind, die in dieser *Arkandisziplin* enthaltene Frage nicht erneut und neu zu stellen?

Dietrich Bonhoeffer und *Karl Rahner* und wohl auch die neue politische Theologie, die sich ihnen hierin anschließt, bürgen m. E. dafür, daß es sich bei dieser Erinnerung an die *Arkandisziplin* nicht um die Empfehlung einer neuen Ghetto mentalität handelt, nicht um den Rückzug in ein neues kirchliches Privatissimum, nicht um den Verrat an der Wertsendung und am Öffentlichkeitsauftrag der Kirche. Wer hätte sich schon radikaler der Weltlichkeit unserer heutigen Welt ausgesetzt? Wer schon hätte entschiedener einen Glauben vorgetragen, hinter dem sich kein weltliches Privileg mehr verschanzt, als diese Theologen? Ist es vielleicht gerade dieses leidenschaftliche weltliche Engagement, das sie – und bislang nahezu ausschließlich sie – auf der Rettung des Arkanum, auf diesem Veröffentlichungsvorbehalt bestehen läßt? In den letzten Notizen *Bonhoeffers* aus dem Jahre 1944 steht die Frage: „Wie sprechen ... wir ‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen, wie sind wir ekklesia, Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern als ganz zur Welt Gehörige? ... Bekommt hier die *Arkandisziplin* ... neue Wichtigkeit?“ *Bonhoeffer* schließt dann die Forderung an: „... es muß eine *Arkandisziplin* wiederhergestellt werden, durch die die Geheimnisse des christlichen Glaubens vor Profanierung behütet werden.“ Diese *Arkandisziplin* bedeutet ihm offensichtlich nicht Abschied und Absonderung von der Welt, sondern Konzentration auf das Geheimnis der

Welt: „Nicht die platte und banale Diesseitigkeit meine ich“, schreibt Bonhoeffer vor seiner Hinrichtung, „sondern die tiefe Diesseitigkeit, ... in der die Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig ist.“ Augenscheinlich soll durch diese Arkandisziplin die eucharistische Erinnerung des Todes und der Auferstehung geschützt werden, damit sie als gefährliche Erinnerung in der Öffentlichkeit einer Welt wirken kann, in der die Menschen immer weniger aus ihren Erinnerungen, immer mehr aus ihren Reproduktionen und als ihr eigenes Experiment leben.

Was denn, um Gottes willen, hat unsere Kirche bewegt, diesen Kommunikationsvorbehalt angesichts der Massenmedienwelt preiszugeben? Selbst die profane Gesellschaft kennt einen Datenschutz; die Kirche, so sieht es aus, kennt nicht einmal mehr einen Geheimnisschutz. Wie konnte es dazu kommen? Wie dazu, daß die Kirche nicht grundsätzlich unterscheidet zwischen einer partizipatorischen Öffentlichkeit bei der Feier des Geheimnisses selbst und deren reproduktiver Veröffentlichung in einer strikt egalitären Massenkultur, in deren Selbstdefinition „Geheimnis“ nicht vorkommt – ? Hängt die offizielle Kirche hier einer zu naiven Medientheorie an? Vermutlich schon. Selbst wenn man sich der heute insbesondere von *Neil Postman* verführerisch illustrierten Auffassung *Marshall McLuhans*, wonach ausschließlich das Medium die Inhalte determiniert, nicht einfach anschließen mag, und auch wenn man Baudrillard's Simulationstheorie mehr für einen brillanten Gag als für ein beweisfähiges Argument hält, wird man doch auch die extreme Gegenposition, wonach allein die Inhalte und die Intention der Gestalter das an sich neutrale Medium prägen, sehr skeptisch betrachten müssen. Allzu leicht unterstützt man sonst das peinliche Gegenteil von guten Sendungen, nämlich – gut gemeinte Sendungen. Das Medium selbst erfordert größte Aufmerksamkeit. Das wußte schon Walter Benjamins Kunstwerkthese. Schon von ihr könnte man lernen, daß durch die Reproduktionsmedien zwei für die kultische Erfah-

rung konstitutive Elemente verlorengehen: einmal die Authentizität, weil das Medium die Differenz zwischen Original und Kopie aufhebt, und dann die Tradition, weil das reproduzierende Medium seine Inhalte den zeitlichen und räumlichen Zusammenhängen entnimmt; Reproduktion tritt an die Stelle der Tradition, d. h. sie besetzt diese Stelle. Authentizität und Tradition können nur, wenn überhaupt, durch leibhaftige Partizipation gerettet werden. Sie müssen es mir erlassen, das eben Gesagte über diesen Hinweis hinaus noch auszuführen.

Ich will nur nochmals kurz auf die Frage zurückkommen, was denn die Kirche mit ihrer zentralen Kultfeier in die massenmediale Öffentlichkeit treibt. Will sie mit dem Zentrum ihrer Liturgie „werben“ oder „evangelisieren“? Hat sie Angst, ansonsten nicht genügend präsent zu sein? Müßte sie nicht vielmehr Angst haben vor dem geradezu tödlichen Abnutzungseffekt der Fernsehgegenwart? Und weiß sie nicht, daß, je unentrinnbarer, je quasi omnipräsenter die Medien für uns werden, umso aufregender und attraktiver eines Tages das sein wird, was in ihnen nicht zu besichtigen ist? Gewiß, die Kranken, die Alten und Einsamen: für sie, sagt man, sei die Eucharistie im Fernsehen da. Doch einmal davon abgesehen, daß man Regeln nicht von ihren Ausnahmen her ableiten sollte, abgesehen davon drängt sich die Frage auf, ob hier die Massenkommunikation nicht zu schnell ersetzen soll, was eigentlich an personaler Kommunikation, also an persönlichem Kranken- und Altenbesuch pastoral gefordert wäre?

Ich werde den Verdacht nicht los, daß die Kirche, die sich ansonsten nur sehr zögerlich modernisiert, hier ihrerseits in die Falle eines gefährlichen Modernismus getappt ist. Daraus würde ich sie – mit Ihrer Hilfe – gern befreien. Ich glaube, das käme einer unbefangenen produktiven Medienarbeit in allen anderen Kommunikationsbereichen nur zugute; es wäre – in meinen Augen – ein Beitrag zur kirchlichen Kommunikationskultur, von der hier die Rede sein sollte.

Johann Baptist Metz

Die Warnungen sind berechtigt

Zur Diskussion über den „katholischen Fundamentalismus“

Gibt es innerhalb der katholischen Kirche ausgesprochen fundamentalistische Tendenzen? Welche Strömungen, Gruppen und Bewegungen gehören in dieses Umfeld? Ist es überhaupt sinnvoll, Bewegungen wie das Engelwerk, das Opus Dei oder die Priesterbruderschaft St. Petrus unter einem Oberbegriff zu subsumieren, der aus anderen geschichtlichen Zusammenhängen stammt und vielfach als letztlich wenig aussagekräftiges Etikett dient? Der Münchner Dogmatiker Peter Neuner greift im folgenden Beitrag diese derzeit viel und zum Teil heftig diskutierten Fragen auf. Sein Fazit: Es gibt in der katholi-

schen Kirche Bewegungen, die mit gutem Grund als fundamentalistisch bezeichnet werden können; sie vertreten ein Gegenwarts- und Kirchenbild, das zur Besorgnis Anlaß gibt.

Die Fundamentalismuskommunikation ist derzeit im vollen Gange. Der Begriff Fundamentalismus hat Aufnahme gefunden in die soziologische, die politische, psychologische und neuerdings auch in die kirchlich-theologische Diskussion, und inzwischen besteht durchaus die Gefahr, daß er als Modebegriff geradezu inflationär verwendet,